

Igor Ebanoidze

»Ich bin meine Identität  
im doppelten Sinne losgeworden«

*Die psychologischen Kontroversen  
des deutschen Ost-West-Dialogs um die Wendezeit  
am Beispiel von Brigitte Burmeisters Roman  
»Unter dem Namen Norma«*

Brigitte Burmeisters (geb. 1940) Roman *Unter dem Namen Norma* (1994) zählt der Literatur-Historiker Wolfgang Emmerich in seiner 2000 erschienen *Kleinen Geschichte der DDR-Literatur* zu den drei repräsentativsten epochendiagnostischen Werken, die die Situation der Wendezeit um 1990 und des Systemwechsels mit Augen der ostdeutschen Autorinnen und Autoren thematisieren. Die zwei anderen sind seiner Meinung nach Thomas Brussigs *Helden wie wir* (1995) und Erich Loests *Nikolaikirche* (1995).<sup>1</sup> Die drei Romane sind poetologisch sehr verschieden. Formell zeichnet sich Brigitte Burmeisters Werk durch die Übernahme einiger Kunstgriffe des Nouveau Romans aus, u. a. in der Bildung der Dialoge.<sup>2</sup> Inhaltlich repräsentiert ihr Werk auf sehr paradoxe Weise ein auch postsowjetischen Leserinnen und Lesern sehr vertrautes Phänomen des trotzigen Selbstbewusstseins eines nicht mehr existierenden Bürgertums. Bürgertum versteht sich hier im Sinne von Staatsangehörigkeit. Der Staat existiert nicht mehr; nach dem Systemwechsel wird er als totalitär und verbrecherisch erklärt. Und dennoch repräsentieren einige ehemalige Bürgerinnen und Bürger – in bestimmten Kontexten und zwar nur »nach außen« – eine ambivalente Selbstidentifikation mit dem Staat samt seiner vorherrschenden Ungerechtigkeit: In der Schlüssepisode des Romans schreibt sich die Ich-Erzählerin die von ihr improvisatorisch erfundene Identität der ehemaligen Stasi-Informantin zu.

Einerseits zeigt sich darin das für das menschliche Bewusstsein in totalitären bzw. ideologisch geprägten Staaten wohl kennzeichnende Phänomen des »doppelten Denkens«. Dieses Konzept (»doublethink«)

1 Wolfgang Emmerich, *Kleine Literaturgeschichte der DDR*, erw. Neuausgabe, Berlin 2000, S. 312.

2 Burmeister ist Romanistin und hat den Gegenstand des Nouveau Romans auch wissenschaftlich behandelt.

geht auf den dystopischen Roman *1984* (1949) von George Orwell zurück und ist darin negativ konnotiert als schizophrene Bewusstseinszerspaltung oder manipulative Strategie, etwa Heuchelei. In dieser letzten Bedeutung taucht der Begriff des doppelten Denkens schon zu Aufklärungszeiten auf, etwa bei Emanuel Swedenborg: »Dass Schmeichler und Heuchler ein doppeltes Denken haben, ist bekannt; denn sie können sich zusammennehmen und sich hüten, dass ihr inneres Denken nicht entdeckt werde«. <sup>3</sup> Wie auch bei Immanuel Kant mit seiner Vorstellung vom ›doppelten Ich‹ <sup>4</sup> gibt es hier eine hierarchische Strukturierung mit einer Teilung in das Innere und das Äußere bzw. Höheres und Niedriges. Die Skala des doppelten Denkens kann aber nicht nur hierarchisch bzw. vertikal, sondern auch horizontal verlaufen; in diesem Fall entfällt die negative Konnotation. Ein gutes Beispiel dafür ist das politische Bekenntnis Thomas Manns: »Ich bin ein Mensch des Gleichgewichts. Wenn das Boot nach links zu kentern droht, lehne ich mich automatisch nach rechts. Und umgekehrt.« <sup>5</sup> In der modernen Psychologie wird das doppelte Denken sogar positiv bewertet, und zwar als die Fähigkeit, zwei gegensätzliche Überzeugungen gleichzeitig zu vertreten und beide zu akzeptieren. Insofern fühlt sich der Doppeltdenkende dem Singular- oder Einheitlichdenkenden überlegen, wodurch eine solche Haltung als Machtstrategie verstanden werden kann. Geht es jedoch um das Bewusstsein der Bürgerinnen und Bürger eines nicht mehr existierenden, ideologisch, politisch und wirtschaftlich überwältigten Staates, so wird doppeltes Denken zu einer Ressentimentstrategie. Der Begriff des Ressentiments wie Nietzsche ihn prägte passt zum Thema bereits in seinem ursprünglichen Kontext, denn es handelt sich hier um einen Systemwechsel, der für die DDR sowie für den ganzen Ostblock zur ›Umwertung aller Werte‹ geführt hat. <sup>6</sup> Ein weiterer Autor, der sich mit der Problematik des Ressentiments beschäftigt, ist Jean Améry, dessen Buch den Untertitel *Bewältigungsversuche eines Überwältigten* trägt. <sup>7</sup> Zwar sollten dabei keine direkten Parallelen zu Amérys Erfahrungen im National-

3 Emanuel Swedenborg, *Göttliche Offenbarungen*, übers. von Johann Friedrich Immanuel Tafel, Tübingen 1836, S. 113.

4 Vgl. Immanuel Kant: *Der Anthropologie Erster Theil. Anthropologische Didactik. Von der Art, das Innere sowohl als das Äußere des Menschen zu erkennen*, in: ders., *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht abgefasst*. Königsberg 1798, S. 15.

5 Thomas Mann / Karl Kerényi, *Gespräch in Briefen*, hg. von Karl Kerényi, Zürich 1960, S. 42.

6 Vgl. Friedrich Nietzsche, *Zur Genealogie der Moral*, in: ders., *Kritische Studienausgabe*, Bd. 5, Berlin / New York, S. 245–412, hier S. 270f.

7 Jean Améry, *Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten*, Stuttgart 1977.

sozialismus gezogen werden, aber der psychologische Mechanismus der »Bewältigungsversuche« weist bei den DDR-Autorinnen und -Autoren gewisse Ähnlichkeiten auf; besonders bei denjenigen, die dem kommunistischen Regime kritisch gegenüberstanden, ohne öffentlich zu protestieren. So gesehen wurden sie doppelt überwältigt: einmal vom ehemaligen DDR-Regime, an das sie sich gegen ihren Willen anpassen mussten, zweitens von der neuen Realität nach der Wende, die wiederum neue Anpassungsstrategien von ihnen verlangte. Daher brauchten sie eine doppelte Kompensation: Zu DDR-Zeiten war das die sogenannte »Faust in der Tasche«, die im Verborgenen gegen die offizielle Ideologie gerichtet wurde; nach der Wende war es hingegen eine gewisse Trotzigkeit, u.a. auch eine rebellisch konnotierte DDR-Identität, die so bizarre Formen annehmen konnte wie im Roman von Brigitte Burmeister.

Die Ich-Erzählerin des Romans zieht bald nach der Wende aus Ost-Berlin zu ihrem Mann, der schon seit einigen Jahren erfolgreich Karriere in der Nähe von Mannheim macht. Auf einer Party, die ihr Mann organisiert hat, erzählt sie der wohlwollenden Westlerin Corinna, die »sich kein Urteil anmassen will«, <sup>8</sup> ihre improvisatorisch erdichtete Lebensgeschichte. Dieser fiktiven Geschichte zufolge war sie jahrelang aus Liebe zu einem attraktiven Stasi-Mann als Stasi-Informantin tätig, als heimliche Mitarbeiterin unter dem Spitznamen »Norma«. Norma ist einerseits der Name der besten Freundin der Protagonistin, die jedoch keineswegs eine Stasi-Informantin war. Andererseits ist es ein Anagramm des Wortes »Roman«, worüber die Autorin 1999 in einem Interview mit Holly Liu spricht. <sup>9</sup> Darüber hinaus könnte der Name auch eine Anspielung auf Vincenzo Bellinis Oper *Norma* (1831) sein. Hier ist die Hauptfigur eine druidische gallische Vestalin, die aus Liebe zu einem römischen Krieger die gallischen Verschwörer verrät. Diese Anspielung ist wohl eher zufällig, zumindest aber schwer beweisbar.

Die von der Protagonistin erfundene Geschichte wird von der Konfidentin für wahr gehalten. Am nächsten Tag muss die Ich-Erzählerin ihrem empörten Mann, der seiner Frau nun nicht mehr vertraut, alles erklären:

Ich breitete Erinnerungen aus im Bogen um die leere Mitte. [...] Der Satz kam wie von außen. Er forderte mich auf, etwas zu erzählen,

8 Brigitte Burmeister, *Unter dem Namen Norma*, Stuttgart 1994, S. 218.

9 Holly Liu, »Ich wehre mich ...«. Ein Interview mit Brigitte Burmeister«, in *GDR Bulletin* 26 (1999) H. 1, S. 31-37, hier S. 36.

das zu diesem Auftakt passte. Die Form war gegeben, der Inhalt ergab sich dann, Schritt für Schritt. [...] Er schüttelte mich wieder: Du willst mir doch nicht weismachen, dass dir ein fremdes Wesen diese Geschichte eingegeben hat? – Mehrere, und etliche Bekannte, ich selbst natürlich auch, und Corinna mit ihren Fragen, ihrem Verständnis. Sie hat mich inspiriert, in aller Unschuld.<sup>10</sup>

Dies klingt für nicht involvierte Zuhörende rätselhaft genug und es bedarf daher einer weiteren Erklärung:

Also habe ich ausgepackt und bin meine Identität losgeworden, im doppelten Sinne. [...] [G]enau das hätte ich vermutet: hinter der freundlichen Fassade nichts als Argwohn, ach was, die Überzeugung von der kollektiven Verdorbenheit der Dagebliebenen. Und die Vermutung habe sich ja deprimierend deutlich bestätigt. Denn nie und nimmer wäre meine reale Geschichte auf solche Glaubenbereitschaft gestossen wie der Zusammenschnitt von erwartungsgemäßen Gruselbildern! Anstatt mich dem Verdacht auszusetzen, dass ich unterschlage und beschönige, wenn ich erzähle, wie dies und das gewesen ist, habe ich von vornherein gelogen.<sup>11</sup>

Dadurch wird zwar die Absicht der Autorin deutlich, doch die Motivation hinter dem Verhalten der Hauptfigur bleibt trotzdem ungeklärt. Die Protagonistin ruft während ihres Besuches in West-Deutschland weder Mitleid noch Argwohn hervor. Was bleibt, sind ihre eigenen Projektionen, intuitive Wahrnehmungen oder gar Wahnvorstellungen. Um zu entschlüsseln, wodurch ihre Reaktion provoziert wird, sollten die Nuancen des Gesprächs mit Corinna wie auch einige intertextuelle Faktoren berücksichtigt werden.

Der Dialog zwischen Corinna und der Ich-Erzählerin thematisiert von Anfang an die Gemeinschaft, doch es wird kaum konkretisiert, um welche Gemeinschaft es genau geht. Die erste Replik Corinnas betont die gemeinsame Gender-Rolle, bei der »immer uns Frauen die Sorgerolle zufällt. Dagegen müssen wir uns wehren, nicht wahr?«<sup>12</sup> Die zweite Replik Corinnas enthält eine Anspielung an vermutlich gemeinsame Kindheitserinnerungen. Der Hauptfigur scheint es aber so fern zu sein, wie Italien selbst:

10 Burmeister (Anm. 8), S. 241.

11 Ebd., S. 242 f.

12 Ebd., S. 218.

Rucola, sagte Corinna, erinnere sie an die Kindheit, an den Gemüsegarten der Grosseltern.

– In Italien?

– Keine Spur, in der Pfalz.<sup>13</sup>

Die Ich-Erzählerin bekennt ihrerseits, dass sie auf eine engere Gemeinschaft der hier auf der Party Anwesenden gezählt hat. Corinnas Meinung nach ist dies nach den hiesigen ungeschriebenen Kommunikationsregeln aber nicht möglich:

Ich dachte, dass Menschen, die so eng beisammensitzen, [...] mehr voneinander erfahren möchten als die Namen. Deshalb, dachte ich mir, wäre etwas Gemeinsames angebracht, eine Art Gesellschaftsspiel, bei dem die Einzelnen sich vorstellen. [...]

– Aber doch nicht auf Kommando. So etwas ergibt sich spontan oder bleibt aus, wenn kein Bedürfnis besteht, meinen Sie nicht?

– Ich würde schon gerne, sagte ich.

– Es ist eine individuelle Angelegenheit. [...] Lassen wir die anderen in Ruhe. Ich glaube, sie würden Ihren Vorschlag als Störung empfinden, als [...] Eingriff in die persönliche Freiheit.<sup>14</sup>

Die Ich-Erzählerin beginnt dann ihre fiktive Liebesgeschichte zu erzählen. Allerdings ist diese Geschichte von solcher Art, dass sie entweder als Tatsache empathisch akzeptiert werden kann oder aber die Protagonistin aus der westlichen Gesellschaft ausschließen soll. Ein empathisches Zuhören könnte wohl eine Art Gemeinschaft gleichgesinnter Individuen erschaffen. Dagegen stellt die Zuhörerin ab und zu Fragen, die eigentlich gar nicht zur Geschichte passen, sondern das Erzählende irgendwie zu verallgemeinern und ihm das Normative aufzudrängen suchen.

Besonders repräsentativ ist dabei Folgendes: Die Protagonistin teilt ihre ganz realen Kindheitserinnerungen mit, z.B. erzählt sie davon, wie ihr Vater Geschenke der west-deutschen Verwandten nicht annehmen wollte, oder beschreibt einen Streit zwischen den Eltern und die Vorwürfe der Mutter: »An die Kinder denkst du wohl gar nicht? Dass die sich über echte Schokolade und ein hübsches Spielzeug freuen würden, ist dir ganz egal, Hauptsache, dein elender Antifaschismus«.<sup>15</sup> Für jeden ›Ostler‹ ist absolut klar und nachvollziehbar, wie sehr man sich nach westlichen Produkten – lecker und schön verpackt, eine

<sup>13</sup> Ebd.

<sup>14</sup> Ebd., S. 221 f.

<sup>15</sup> Ebd., S. 228.

unerschöpfliche Vielfalt verheissend – sehnen konnte, und wie wie schmerzhaft dann die Vorenthaltung solcher Geschenke wäre, besonders für Kinder. Das ist etwas Unverwechselbares, wenngleich auch nur für eine bestimmte Epoche und einige Länder Typisches. Seitens der Rezipientin wäre als Reaktion auf diese Mitteilung daher eine gewisse Empathie zu erwarten. Stattdessen verallgemeinert Corinna das Wahrgenommene ins Normative: »Meine Eltern hatten auch öfter Streit, um andere Dinge natürlich, sagte Corinna. Meistens war es die Mutter, die einlenkte, harmoniebedürftig, wie Frauen nun mal sind. Oder war es bei Ihnen anders?«<sup>16</sup>

Solche Nuancen führen zur steigenden Vereinsamung der Protagonistin und zu ihrer Radikalisierung als Abwehrreaktion. Um diese Reaktion zu entschlüsseln, lohnt es sich ein anderes, drei Jahre vor dem besprochenen Roman erschienenes Buch mit dem Titel *Wir haben ein Berührungstabu* heranzuziehen – ein Gespräch zwischen Brigitte Burmeister und der bekannten Psychoanalytikerin Margarete Mitscherlich (1917–2012).

Wenn ich zur semantischen Analyse des Romans die persönlichen Bekenntnisse der Autorin anführe, setze ich damit keineswegs die Übereinstimmung ihrer Identität mit der Identität der Ich-Erzählerin voraus. Vielmehr bedeutet dies, dass die Schlüsselereignisse des Romans sich nicht völlig aus der hermetischen Logik des Kunstwerkes enträtseln lassen, und darum einer außertextuellen Referenz bedürfen.

Margarete Mitscherlich ist in erster Linie als die Autorin des psychoanalytischen Werks *Die Unfähigkeit zu trauern* (1967) bekannt, das sie zusammen mit ihrem Mann Alexander Mitscherlich (1908–1982) verfasste. Das Buch gehört zum Kanon der deutschen Erinnerungskultur. Derselbe Diskurs ragt hervor, wenn das Gespräch zwischen Burmeister und Mitscherlich das Thema der Nachkriegszeit sowie der Kindheitserinnerungen der Schriftstellerin berührt. Die Autorin bekennt sich dazu, dass sich ihr Onkel Ende der 40er-Jahre zu Hause einige antisemitischen Äußerungen erlaubte:

M.: Das hat er [B. Burmeisters Onkel, Anm. I. E.] also nach dem Krieg noch so geäußert? Hass auf die Juden, etc.?

B.: Eben diese dumpfe Mischung aus Hass oder zumindest Abneigung, Neid, Unterlegenheitsgefühl, eine hartnäckige Aversion, die mit Erfahrungen begründet wurde: dass diese Juden sich überall breitmachen.

M.: Ich weiss nicht, ob das hier möglich gewesen wäre. Ich glaube, dass hätte hier kein Mensch mehr gewagt.

B.: Öffentlich passierte das auch nicht, aber zu Hause. Um den Kindern klarzumachen, dass sie gar nicht verstanden, was gewesen war, und sich deshalb auch kein Urteil anmassen konnten. Der Antisemitismus ist ja nicht mit dem Zusammenbruch des Dritten Reiches schlagartig erloschen. [...]

M.: Das ist schon phänomenal, denn ich glaube, selbst in der Familie wurde kaum noch vertreten, dass man die Juden zu Recht umbringen durfte.

B.: Dieser Satz, wir hatten das Recht dazu, wurde bei uns nie ausgesprochen. Ich glaube nicht einmal, dass er gedacht wurde. Worum es ging, war die Abwehr von Schuld durch das Nennen »verständlicher Gründe« für Handlungen, die mit den verinnerlichten christlichen Geboten kollidieren.

M.: Gab es bei Ihnen auch Entnazifizierungen?

B.: Ja, kräftig.<sup>17</sup>

Bemerkenswert ist, dass Burmeisters Bekenntnis sowohl sehr sachlich als auch zutiefst persönlich wirkt. Sie erzählt einfach die Tatsachen, dabei hatte sie einen Großteil ihres Lebens in einem Land verbracht, in dem es viele Tabus gab. Das Persönliche kann aber sowohl im privaten als auch im öffentlichen Diskurs mitgeteilt und rezipiert werden. Wird es im öffentlichen Diskurs rezipiert, so wird bei der Reaktion das Normative berücksichtigt. Das Normative aber, das bei der Mitteilung persönlicher Meinungen berücksichtigt werden muss (also doppeltes Denken), war im Ostblock immer das ideologische, künstliche, oktroyierte. Die wahre Kommunikation im Ostblock kannte überhaupt keine Normativität der Ideen und Meinungen, dies wurde einfach verweigert. Daraus resultiert das Missverständnis in diesem Dialog. Burmeister erzählt eine Familiengeschichte, erwähnt dabei eine bestimmte negative Tatsache, worauf Mitscherlich erklärt, dies hätte so nicht sein können. Burmeister beginnt sich zu wehren, erklärt, dass die Tatsache eher mit dem ungebildeten Chauvinismus als mit Rassentheorie zu tun hatte, doch Mitscherlich hält die Tatsache trotzdem für unmöglich. Dann kommt die Frage: »Gab es bei Ihnen auch Entnazifizierungen?« – als ob Mitscherlich plötzlich an der Gemeinschaft der Grundvoraussetzungen zweifelte. Das Gespräch konzentriert sich kurz auf ein anderes Thema, obschon auch hier ein gewisses »Nicht-Sein-Dürfen« thematisiert wird:

17 Margarete Mitscherlich / Brigitte Burmeister, *Wir haben ein Berührungstabus*, Hamburg 1991, S. 31 f.

M.: Obwohl Sie die Tochter eines Akademikers waren, konnten Sie Abitur machen und studieren? Es hieß doch immer, dass solche Leute das nicht dürften.

B.: Ein solches Verbot gab es nicht. [...]

M.: Das wurde hier absolut sicher behauptet.

B.: Das kann man behaupten, wenn es eine Grenze gibt, die es den Leuten erschwert, sich an Ort und Stelle von den Verhältnissen zu überzeugen.<sup>18</sup>

Dann kehrt Mitscherlich zum Antisemitismus von Burmeisters Onkel zurück. Sie will dies offenbar verstehen, operiert aber wieder mit den Argumenten des öffentlichen Diskurses, indem sie suggeriert, der Onkel hätte doch Angst vor den Folgen solcher Äußerungen haben müssen:

M.: Ich würde jetzt gern noch ein bisschen bei Ihrer Familie bleiben. [...] Eigentlich hätte Ihr Onkel doch Angst haben müssen, dass seine Kinder oder seine Nichten und Neffen, denen gegenüber er aus seinem Antisemitismus keinen Hehl machte, das in der Schule oder sonstwo rumerzählen?<sup>19</sup>

Burmeister antwortet darauf, dass sie in der DDR auch als Kind solche Dinge wohl nie im öffentlichen Diskurs besprochen hätte:

B.: Ob es uns ausdrücklich gesagt wurde oder nicht, wir begriffen ziemlich bald, was wir in der Schule erzählen konnten und was nicht, oder welchen Lehrern auf keinen Fall. [...] Selbst beim deutlichen Gefühl, dass es etwas Böses ist, antisemitisch zu sein, hätte ich meinen Onkel nicht verraten.

M.: Aber in der Nazizeit haben die Kinder scharenweise ihre Eltern verraten.<sup>20</sup>

Die DDR wird demnach mit dem sogenannten Dritten Reich verglichen bzw. als dessen Fortsetzung betrachtet, und zwar in einem äußerst paradoxen Kontext (die Angst vor antisemitischen Äußerungen wird der Angst vor antinazistischen Äußerungen gleichgesetzt). Diese Parallele verwirrt die Schriftstellerin so sehr, dass sie, anstatt auf die Inkorrektheit der gezogenen Parallele hinzuweisen, das Verhalten der Hitler-Jugend-Kinder psychologisch zu erklären versucht: »B.:

18 Ebd., S. 37.

19 Ebd., S. 39.

20 Ebd., S. 40.



Aber nicht bewusst, oder? Aus Blödhheit oder Naivität?«<sup>21</sup> Dann muss Mitscherlich selber den Ausweg aus der entstandenen ›Sackgasse‹ finden, indem sie auf den wesentlichen Mentalitätsunterschied hinweist: »Nein, weil sie absolut identifiziert waren mit den Nazis und Hitler. Und das waren sie in der DDR eben nicht.«<sup>22</sup> Darauf folgt endlich die Frage, die m.E. einen direkten Einfluss auf das Konzept des *Norma*-Romans ausgeübt haben könnte: »M.: Man sagt hier doch, dass zumindest jeder zweite irgendwie mit der Stasi gearbeitet hat, stimmt das?«<sup>23</sup> In dem Sinne könnte Mitscherlich keine Andere als diejenige sein, die Burmeister zur fiktiven Liebesgeschichte ihrer Protagonistin ›inspiriert‹ hat – angeblich »in aller Unschuld«, wie später Norma über ihre Vis-à-vis sagt. Auf die oben zitierte, zugespitzt gestellte Frage reagiert Burmeister mit einem Verweis auf die eigene Erfahrung:

B.: Ich nehme mal mich als Beispiel. Was während all der Jahre an meinem Akademie-Institut nicht möglich war, ging plötzlich, nachdem ich freiberufliche Autorin geworden war. Ich konnte zu Vorträgen und Lesungen in den Westen fahren. Die Reisen galten als Dienstreisen, ich musste sie beim Kulturministerium beantragen und hinterher einen Bericht schreiben, wie wortkarg auch immer, in neunfacher Ausfertigung. Dabei war mir klar, dass eine oder mehrere Kopien an die Stasi gingen. Insofern war ich eine Informantin der Stasi, und so gesehen hat auch jeder Lehrer, der Beurteilungen schrieb, jeder Betriebsleiter etc. die Stasi informiert.<sup>24</sup>

Hier bildet das Gespräch schließlich eine postharmonische Einheit in Bezug auf die Stereotypen. Auf Mitscherlichs »jeder zweite« reagiert Burmeister, indem sie das Verfahren passiver Teilnahme der Bürgerinnen und Bürger am Funktionieren staatlicher Mechanismen beschreibt. Dazu kann hinter dieser Erklärung auch eine Gegenzuspitzung stecken, etwa in der Art: ›Ach so, jeder zweite? Wieso dann nicht jeder, mich eingeschlossen?‹

Als letzte Passage aus dem Gespräch möchte ich Burmeisters Beschreibung des Gefühls der Verletztheit und auch des Stolzes auf ihr Leben in der DDR anführen:

B.: Und jetzt: immer unschuldig, immer Opfer. Die älteren DDR-Deutschen sogar doppelt: einst von den Nazis betrogen, dann von

21 Ebd., S. 41.

22 Ebd.

23 Ebd., S. 46.

24 Ebd.

den kommunistischen Antifaschisten. Und wir alle, ganz gleich wie jung wir sind – betrogen um vierzig Jahre unseres Lebens.

M.: Was stimmt da nicht, Ihrer Meinung nach?

B.: Das »wir«. Und dieses Durchstreichen all dessen, was Leben heißt, auch unter den Bedingungen eines totalitären Regimes. Damit will ich weder sagen, dass es keine Opfer gegeben hat [...] noch behaupten, es gäbe keinen Grund, sich betrogen zu fühlen – um Reisen, die man nicht hat machen können, um so viele Annehmlichkeiten des täglichen Lebens, um Mitsprache, um persönlichen Entfaltungsraum und anderes mehr. Aber ich wehre mich gegen eine Art der Kritik, die schon wieder kritiklos ist, weil sie in Bausch und Bogen alles für schlecht erklärt, was war. Und in diesem Zusammenhang ärgert mich auch, wenn eine ganze Gesellschaft sozusagen psychiatrisiert wird – allesamt deformiert, alles Insassen einer geschlossenen Anstalt.<sup>25</sup>

Die Probleme der Post-DDR-Identität bespricht sie später auf eine ähnliche Weise in ihrem Interview mit Holly Liu. Mittlerweile ist der beschriebene Zustand des »Trotzes« nicht nur für die Bevölkerung der postkommunistischen Länder sehr aktuell geworden. So schrieb vor Kurzem Francis Fukuyama aus der amerikanischen Erfahrung über die »verdeckte Isothymia, [das] ungestillte Verlangen nach Würde und Würdigung«<sup>26</sup> einer quasidominierenden Volksgruppe. »Obwohl sie einer dominierenden Volksgruppe angehören, halten sich viele weiße Arbeiter für ungerecht behandelt und ausgegrenzt.«<sup>27</sup> Dies ist ein soziologischer Aspekt der modernen Prozesse des Identitätsverlustes und der Identitätssuche. Wenn wir aber die literarischen Parallelen bedenken, darf man sich an ein Gespräch aus dem Jahr 1948 beim Hessischen Rundfunk zwischen der Schriftstellerin Elisabeth Langgässer, dem Publizisten Eugen Kogon und dem Literaturwissenschaftler Hans Meier erinnern. Da postuliert Langgässer:

Vieles in dem sowjetischen Roman wirkt auf uns seltsam, scheinbar oberflächlich, naiv, weil es nicht so neurotisch, nicht so zersetzt ist, wie unsere Welt. Es erscheint uns als platter Optimismus, weil wir ein Menschentum nicht mehr verstehen, das nicht neurotisch ist.<sup>28</sup>

25 Ebd., S. 47.

26 Francis Fukuyama, *Identität: Wie der Verlust der Würde unsere Demokratie gefährdet*, Hamburg 2019, S. 30f.

27 Ebd.

28 Karlheinz Müller, *Elisabeth Langgässer. Eine biographische Skizze*, Darmstadt 1990, S. 79.

Burmeisters Ausweg aus dem misslungenen Dialog ihrer Protagonistin mit einer westlichen Vis-à-vis ist wohl auch »neurotisch«. Die Gesprächspartnerin wirkt genauso »scheinbar oberflächlich, naiv und optimistisch« wie der sowjetische Roman auf Langgässer im Jahr 1948. Die Rollen wurden also vertauscht: Hier gilt nach dem neuen Systemwechsel um 1990 der Westen als platt, der Osten dagegen als kompliziert, schwer erfassbar und dekadent-neurotisch. In diesem Sinne tragen viele literarische Manifestationen eines Post-DDR-Trotzes, wie in Burmeisters Roman, dekadente Züge in die deutsche literarische Landschaft der letzten Jahrhundertwende ein.